

„Atemberaubend schön“

PUBLISHERS WEEKLY

MARIE BRENNAN

DER ONYXPALAST

DIE SCHATTEN- KÖNIGIN

VON DER AUTORIN DER BESTSELLERREIHE
LADY TRENTS MEMOIREN

Sie zögerte, ehe sie es öffnete, weil sie wusste, welch traurigen Anblick ihre Augen vorfinden würden. Drei Häppchen lagen darin: drei Bissen hartes Brot, wer wusste, wie alt, aber immer noch so frisch wie damals, als irgendeine Hausfrau auf dem Land sie als Geschenk an die Fae auf die Türschwelle gelegt hatte. Drei Bissen, um sie zu nähren, falls das Schlimmste passieren sollte und sie aus dem Onyxpalast fortgeschickt würde – hinaus in die Welt der Sterblichen.

Sie würden sie nicht lange schützen.

Lune klappte das Kästchen zu und schloss die Augen. Es würde nicht passieren. Sie würde einen Weg finden, um Invidianas Gunst wiederzuerlangen. Es würde vielleicht Jahre dauern, aber inzwischen war alles, was sie tun musste, zu vermeiden, dass sie die Königin noch einmal erzürnte.

Oder Halgresta irgendeinen Vorwand zu geben, sie zu verfolgen.

Lunes Finger zitterten an der verzierten Oberfläche des Kästchens. Ob aus Furcht oder Zorn, das konnte sie nicht sagen. Nein, sie konnte nicht einfach auf ihre Chance warten. So überlebte man im Onyxpalast nicht. Sie würde sich eine Gelegenheit suchen müssen ... oder noch besser, eine schaffen.

Aber wie sollte sie das tun, wenn sie so wenige Ressourcen zur Verfügung hatte? Drei Bissen Brot würden ihr nicht besonders helfen. Und Invidiana würde jemandem, der in Ungnade gefallen war, kaum mehr gewähren.

Die Königin war allerdings nicht die einzige Quelle sterblicher Nahrung.

Wieder zögerte Lune. Um das zu tun, würde sie den Onyxpalast verlassen müssen – was bedeutete, eines ihrer verbliebenen Stücke zu nutzen. Das, oder eine Botschaft zu senden, was sogar noch gefährlicher wäre. Nein, das konnte sie nicht riskieren. Sie würde persönlich gehen müssen.

Lune betete, dass die Schwestern so freigebig sein würden, wie sie hoffte, nahm ein Stück Brot aus dem Kästchen und ging hinaus, ehe sie es sich anders überlegen konnte.

RICHMOND UND LONDON

18. September 1588

Das ist also, dachte Deven verschlafen, als er den Deckel zurück auf den Leibstuhl fummelte, das Leben eines Höflings.

Seine rechte Schulter kämpfte mit seinem Kopf darum, wer schlimmer schmerzte. Seine neuen Brüder von den Gentlemenpensionären hatten ihm am vorherigen Abend in der Kammer mit den hohen Wänden, die man für diesen Zweck draußen in den Gärten gebaut hatte, beigebracht, wie man Tennis spielte. Er hatte sich innerlich geärgert, weil er für den Eintritt hatte zahlen müssen, doch sobald er drinnen gewesen war, hatte er sich mit vielleicht mehr Enthusiasmus, als klug gewesen war, hineingestürzt. Dann war es ans Trinken und Kartenspielen gegangen, bis spät in die Nacht, bis Deven wenig Erinnerungen hatte, wie er hierhergekommen war, zusammen mit Vavasour in dessen Bett, während ihre Bediensteten ausgestreckt auf dem Boden lagen.

Ein dringendes Bedürfnis, sich zu erleichtern, hatte ihn geweckt. Im Bett schlief Vavasour weiter. Deven rieb sich die Augen und dachte darüber nach, dem Beispiel seines Kameraden zu folgen, sagte sich jedoch resigniert, dass er seine Zeit auch nutzen konnte. Ansonsten würde er bis Mittag schlafen und dann wieder im gesellschaftlichen Tanz gefangen sein. Dann wäre es zu spät zum Aufbruch, also würde er eine weitere Nacht bleiben, und so weiter und so fort, bis er eines Tages feststellen würde, dass er mit trüben Augen und bankrott vom Hof wegkröche.

Als er seine Geldbörse überprüfte, korrigierte er diesen letzten Gedanken. Vielleicht nicht bankrott, seinem offensichtlichen Glück mit den Karten in der vergangenen Nacht nach zu urteilen. Doch solche Gewinne würden sein Leben nicht finanzieren. Hunsdon hatte recht: Er musste Geld leihen.

Deven unterdrückte den Drang zu stöhnen und rüttelte Peter Colsey wach. Sein Leibdiener war in einem wenig besseren Zustand als er selbst, nachdem er andere Bedienstete gefunden hatte, mit denen er sich vergnügen konnte, aber zum Glück war er auch wortkarg am Morgen. Er rollte sich von der Matratze und beschränkte sich auf mürrische Blicke auf ihre Stiefel, das Wams seines Herrn und alles andere, was die Frechheit besaß, zu einer solch frühen Stunde Arbeit von ihm zu benötigen.

Der Palast zeigte um diese Tageszeit ein anderes Antlitz. Am vorherigen Morgen war Deven viel zu sehr auf sein Ziel konzentriert gewesen, um es zu bemerken, aber jetzt sah er sich um und versuchte, sich sanft zu wecken. Diener hasteten durch die Korridore, die die

Livree der Königin oder unterschiedlicher Adliger trugen. Draußen hörte Deven Hühner kreischen, während zwei Stimmen stritten, wer wie viele bekommen sollte. Hufe dröhnten im Innenhof, die sich schnell bewegten und abrupt stoppten. Vielleicht ein Bote. Er hätte seinen Gewinn aus der Vornacht darauf verwettet, dass Hunsdon und die anderen Männer, die den Kronrat dominierten, bereits wach waren und hart an den Geschäften der Regierung Ihrer Majestät arbeiteten.

Colsey brachte ihm etwas zum Frühstück und ging wieder nach draußen, um ihre Pferde satteln zu lassen. Bald ritten sie im viel zu hellen Licht der Morgensonne hinaus.

Sie sprachen für die ersten paar Meilen nicht. Erst, als sie an einem Bach anhielten, um ihren Pferden Wasser zu geben, sagte Deven: »Also, Colsey, wir haben bis zum Michaelstag. Dann soll ich zum Hof zurückkehren, und ich habe Befehle, besser gekleidet zu sein, wenn ich das tue.«

Colsey brummte. »Dann lerne ich besser, wie man Samt bürstet.«

»Besser schon.« Deven strich seinem schwarzen Hengst über den Hals, um das Tier zu beruhigen. Der war bei normalen Ritten ein dummes Vieh – das Pferd war für den Krieg trainiert –, doch er gehörte zu der Fiktion, dass die Gentlemenpensionäre immer noch eine Streitmacht waren statt einer Truppe, die zufällig einige Männer vom Militär einschloss. Drei Pferde und zwei Diener. Er hatte noch einen Mann anstellen müssen, um Colsey zu assistieren. Das brachte ihm immer noch mehr als nur ein paar finstere Blicke ein.

Am Nachmittag standen die Häuser, an denen sie vorbeiritten, dichter beisammen, drängten sich entlang des Südufers der Themse und reihten sich an der Straße auf, die zur Brücke führte. Deven hielt an, um sich in einer Taverne in Southwark mit Bier zu erfrischen, dann richtete er seinen Blick zum Himmel. »Ludgate zuerst, Colsey. Wir werden sehen, wie schnell ich herauskommen kann, hm?«

Colsey war vernünftig genug, um keine Vorhersage zu treffen, zumindest nicht laut.

Ihr Tempo wurde wesentlich langsamer, als sie die London Bridge überquerten, weil sich Devens Hengst seinen Weg durch die Menge, die diese bevölkerte, schieben musste. Deven hielt behutsam eine Hand an den Zügeln. Reisende wie er bahnten sich ihren Weg einen Schritt nach dem anderen, mischten sich mit denen, die in den Geschäften einkauften, die über die ganze Brücke gebaut waren. Er konnte es dem Schlachtross nicht verdenken, falls es jemanden beißen würde.

Auch auf der anderen Seite verbesserte sich die Lage nicht sehr. Sein Pferd, das sich mittlerweile auf das langsamere Tempo eingestellt hatte, wurde entlang der Thames Street nach Westen abgedrängt und suchte sich Lücken, wo immer es sie finden konnte. Colsey spie wenig unterdrückte Flüche, als sein eigener Cob Mühe hatte, Schritt zu halten, bis sie endlich an ihrem Ziel im wiederaufgebauten Bezirk Blackfriars ankamen: John Devens Geschäft und Haus.

Egal, welche heimliche Schätzung Colsey über die Länge ihres Besuchs getroffen hatte, Deven vermutete, dass sie nicht kurz war. Sein Vater war erfreut, als er von ihrem Erfolg erfuhr, doch natürlich reichte es nicht, einfach das Ergebnis zu hören. Er wollte jede Kleinigkeit wissen, von der Kleidung der Höflinge bis zu den Dekorationen im Thronsaal.

Er hatte den Hof einige Male, aber nicht oft, besucht und hatte nie solch erhabene Gefilde betreten.

»Vielleicht werde ich das eines Tages selbst sehen, hm?«, sagte er und strahlte vor unverhohlenem Optimismus.

Und dann musste natürlich seine Mutter Susanna alles hören, und sein Cousin Henry, den Devens Eltern nach dem Tod von Johns jüngerem Bruder aufgenommen hatten. Das funktionierte für alle Beteiligten gut. Henry hatte den Platz eingenommen, der ansonsten Michael gehört hätte, als Johns Lehrling unter der Patronage der Buchbindergilde, und Michael befreit, damit er einem ehrgeizigeren Pfad folgen konnte. Das Gespräch wandte sich Neuigkeiten aus dem Geschäft zu, und dann war es natürlich so spät, dass sie zum Abendessen bleiben mussten.

Eine kleine Stimme in Devens Hinterkopf überlegte, dass das sowieso gut war. Wenn er hier aß, kostete es ihn keine Münze aus seiner eigenen Börse. Warum er sich um Pennys kümmern sollte, wenn er in Pfund verschuldet war, ergab keinen Sinn, aber so war es eben.

Nach dem Abendessen, als Susanna und Henry hinausgeschickt worden waren, saß Deven mit seinem Vater am Feuer und ließ einen Kelch mit feinem Malvasierwein zwischen seinen Fingern schaukeln. Das Licht flackerte wunderschön durch das venezianische Glas und den Rotwein darin, und er beobachtete es angenehm entspannt.

»Dein Platz ist dir sicher, Sohn«, sagte John Deven und streckte mit einem fröhlichen Seufzen seine Füße zum Feuer.

Elisabeths ominöse Worte über Tylney waren Deven im Gedächtnis geblieben, doch sein Vater hatte recht. Es gab Graubärte bei den Pensionären, einige von ihnen kaum geeignet für irgendwelche Kampfhandlungen. Solange er nichts zutiefst Dummes tat – wie zum Beispiel eine Verschwörung, die Königin zu töten –, konnte er wohl bleiben, bis er austreten wollte.

Einige Männer traten tatsächlich aus. Familienprobleme riefen sie fort, oder das Leben bei Hofe gefiel ihnen nicht mehr. Einige verloren ihr Vermögen, statt eines zu machen. Siebzig Mark pro Jahr, das Gehalt eines Pensionärs, war in jener Welt nicht viel, und nicht allen gelang es, die Art von Bevorzugung zu erlangen, die mehr einbrachte.

Aber dann vertrieb sein Vater mit einem einfachen Satz alle Geldsorgen aus seinen Gedanken. »Jetzt«, sagte John Deven, »müssen wir eine Frau für dich finden.«

Er lachte verblüfft. »Ich habe mir gerade einmal einen Platz verdient, Vater. Gib mir Zeit, um wenigstens auf die Füße zu kommen.«

»Ich bin es nicht, den du um Zeit bitten solltest. Du hast dir gerade eine bevorzugte Position gesichert, eine nahe bei Ihrer Majestät. Die Frauen vom Landadel werden dich umkreisen wie die Falken. Vielleicht sogar Hofdamen.«

Am Vortag hatten definitiv Frauen die Tennisspieler beobachtet. Ein Zucken in Devens Schulter ließ ihn sich fragen, wie schlimm er sich zum Narren gemacht hatte. »Zweifellos. Aber ich weiß es besser, als irgendetwas zu überstürzen, besonders wenn ich wirklich der Königin diene. Es heißt, dass sie sehr eifersüchtig über ihre Umgebung wacht und skandalöses Verhalten ihrer Höflinge nicht gutheißt.« Das Letzte, was er brauchte, war es,

im Tower zu enden, weil er irgendeine Hofdame geschwängert hätte.

Das beste Auge, in das man fallen konnte, war natürlich das der Königin selbst. Doch obwohl Deven ehrgeizig war und ihre Zuneigung einen schnellen Weg zum Erfolg bot, war er überhaupt nicht sicher, ob er mit Leuten wie dem jungen Grafen von Essex konkurrieren wollte. Das würde ihn schnell in Situationen bringen, die er nicht überleben konnte.

»Heirat ist kein Skandal«, sagte sein Vater. »Achte darauf, wie du dich benimmst, aber halte dich nicht zu sehr abseits. Eine Verbindung bei Hofe könnte sich als wirklich sehr vorteilhaft erweisen.«

Sein Vater wirkte, als würde er das Thema wahrscheinlich weiterverfolgen. Deven schüttelte ihn mit einer Ablenkung ab. »Wenn alles wie geplant läuft, wird meine Zeit wahrscheinlich anderswo sehr gründlich gebunden sein.«

John Devens Miene wurde ernster. »Dann hast du also mit Walsingham gesprochen?«

»Nein. Er war nicht bei Hof. Aber das werde ich bei der ersten Gelegenheit tun.«

»Sei vorsichtig, wenn du dich in solche Dinge stürzt«, warnte sein Vater. Viel von der entspannten Atmosphäre im Raum war verflogen. »Er dient einer ehrbaren Sache, allerdings nicht immer mit ehrbaren Mitteln.«

Deven wusste das sehr gut. Er hatte in den Niederlanden einiges von dieser Arbeit getan. Jedoch nicht die schmutzigsten Teile davon, ganz sicher nicht. »Er ist meine beste Chance auf eine Bevorzugung, Vater. Aber ich werde auf mich aufpassen, das verspreche ich.«

Damit musste sein Vater sich zufriedengeben.